

DOSSIER

13

Wie weit weg ist Buchenwald?

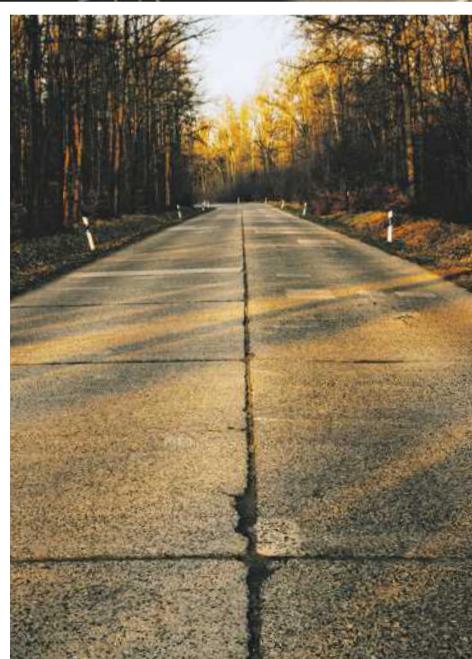
Thüringen, Frühjahr 2024. Auf einem Berg bei Weimar versuchen Menschen, das Bewusstsein für die Verbrechen der Nationalsozialisten lebendig zu halten – während in den Umfragen eine rechtsextreme Partei ganz vorn liegt. Über eine Gedenkstätte unter Spannung

VON MALTE HENK; FOTOS: MARIAN LENHARD



Großes Bild: Das Krematorium. An einem der Öfen liegt eine Rose. Besucher laufen durch das Tor des am 11. April 1945 befreiten Lagers.

Die sogenannte Blutstraße, angelegt von Häftlingen, führt auch heute noch nach Buchenwald. Die Gedenkplatte, konstant auf Körpertemperatur erwärmt, erinnert an 56.000 ermordete Menschen

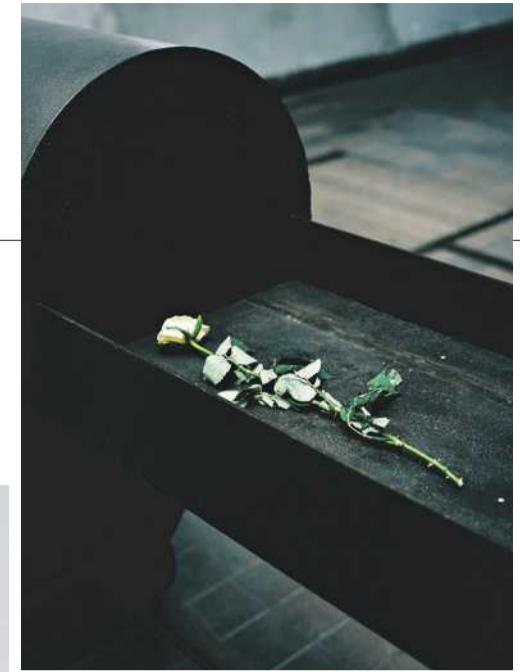


In der Ferne, weit in der Ferne sah man die Umrisse des Harzgebirges und an besonders hellen Tagen den Kyffhäuser. Und Bauern stampften über die Felder, draußen, ein paar Pferde zogen am Pflug, ein Dorf mit einem Kirchturm lag dahinter, blauer Rauch stieg irgendwo zwischen den Dächern auf... Da draußen, ja, da lebte also das deutsche Volk. Hm.

(Eugen Kogon, ehemaliger Häftling, Ende 1945)

Sie sind gerade zum ersten Mal durch das Lagertor gelaufen. Jetzt stehen sie auf dem Appellplatz, Turnschuhe auf Kieselsteinen, in der Ferne sieht man Windräder. Sie sollen sich vorstellen, dass hier, in dieser Leere und Weite, viele Tausende Männer antreten mussten, morgens wie abends. Stundenlang Befehle aus Lautsprechern, Mütze auf, Mütze ab, manchmal wird einer ausgepeitscht, manchmal einer am Galgen erhängt.

»Musik«, sagt ihr Guide an diesem Tag, Zsuzsanna Berger-Nagy, die aus Siebenbürgen stammt, aber seit Langem in Thüringen lebt. »Ich hab vorhin bei einigen von euch Knöpfchen im Ohr gesehen. Was verbindet ihr mit Musik?«



In der Pressestelle haben sie eine lange Reihe von Dateiordnern auf dem Rechner, *Diebstahl Ortsschild Buchenwald – Schlitzenspuren in Massengrab – Hitlergruß am Gedenkzeichen*, und im Büro des Direktors liegt in einer Kiste ein Hinweisschild, Steinbruch geradeaus, Erschießungsort sowjetischer Kriegsgefangener rechts, es ist mit einem Hakenkreuz beschmiert. Die Kiste sollte längst weggeräumt sein. Aber gerade sind ständig Fernsehtteams zu Besuch, auf der Suche nach Bildern zum Thema Erinnerungskultur in Gefahr. Also bleibt sie erst mal da.

Buchenwald. Schon der Name kann einen verrückt machen, so hinterhältig harmlos wirkt er. Buchenwald, das sind einige Hunderttausend Besucher im Jahr und einige Dutzend Menschen, die hier ihren Arbeitsplatz haben. Historiker, Pädagogen, Archivare. Viel Lärm schaltet gerade zu ihnen herauf, aus diesem aufgewühlten Thüringen, in dem Björn Höcke AfD die Umfragen anführt. In einem halben Jahr ist Landtagswahl. Eine Frage durchdringt die Gedanken: Was wäre, wenn?

»Man fühlt sich, als stünde man im Fadenkreuz«, sagt einer, der schon in den Achtzigern in der Gedenkstätte anfing. Es gebe so viele Möglichkeiten für eine AfD-Regierung, ihnen die Arbeit schwer zu machen. Allein schon finanziell. Sie sind auf Gelder des Landes Thüringen angewiesen.

Eine andere: »Gruselig. Man denkt ans Auswandern.«

Was doch immer festgefügt zu sein schien, die deutsche Übereinkunft, niemals das große Verbrechen klein zu reden, hat zu bröckeln begonnen. An vielleicht keinem Ort wird es spürbar wie hier. Vielleicht nirgendwo stellt sich die Frage, was man dagegen tun kann, mit größerer Dringlichkeit.

In der Gegend um Weimar erzählte man sich in der Nazizeit einen Witz: Welcher ist der höchste Berg Deutschlands? Der Ettersberg. Da kommt man schnell hoch, aber nicht wieder runter. Es waren Pfarrer und Rabbiner, die hier oben zu KZ-Häftlingen wurden, Professoren und Obdachlose, Kriminelle und ein früherer Gefangendirektor. Kabarettisten. Pfadfinder. Unternehmer. Handwerker. Stéphane Hessel, später Mitautor der Erklärung der Menschenrechte. Elie Wiesel und Imre Kertész, später Nobelpreisträger. Menschen aus ganz Europa im Alter von 2 bis 86 Jahren. 56.000 überlebten es nicht. Der Kommunist Ernst Thälmann: erschossen im Hof des Krematoriums. Der Soziologe Maurice Halbwachs, Begründer der Idee des kollektiven Gedächtnisses, wonach Erinnerung nichts Individuelles ist, sondern etwas, das innerhalb von Gruppen und Nationen geteilt wird: gestorben an der Ruhr, vor den Augen seines Sohns.

Morgens, noch vor der Brotverteilung, mussten wir die Opfer der Nacht auf die dafür vorgesehene bewegliche Plattform legen. (...) Was mir jetzt unerträglich erscheint, ist die Vorstellung, dass uns dies alles banal vorkam, eine Routine. Wir laden die Leiber auf, erkennen flüchtig (...) manchen Gefährten aus dem Kommando, tags zuvor bekannt, tags darauf expediert, ohne mit der Wimper zu zucken.

(Paul Steinberg, ehemaliger Häftling, 1996)

»So«, sagt Jens-Christian Wagner. »Jetzt also die Fußballer. Wir haben uns überlegt: ein niedrigschwelliges Angebot zu Fußball in Buchenwald. Dazu ist noch nicht wirklich gearbeitet worden.«

Sie sitzen zu viert beim Gedenkstättenleiter Wagner im früheren Verwaltungsgebäude der SS. Büroalltag in der deutschen Erinnerungskultur: Kaffeetassen, Konzeptpapiere, Mittagspause. Im Juni wird die Europameisterschaft sein, dafür wollen sie einen Aufmerksamkeitserfolg planen.

»Ich hab da mal was zusammengestellt«, sagt einer. Er reicht Zettel mit Kurzbiografien herum. Vereinsgründer, Vereinspräsidenten, Nationalspieler. Alle eingefangen in Buchenwald. Wagner, ein gebürtiger Niedersachse Ende fünfzig mit der Gabe, wortgewaltig und bedächtig zugleich zu wirken, interessiert sich besonders für die Nationalspieler. Einer soll für Dänemark gespielt haben und einer für Ungarn, und der Widerstandskämpfer Eugène Maës, Häftlingsnummer 21.538, hat im März 1912 beim allerersten französischen Sieg über Italien drei Tore geschossen.

Wagner: »Wenn die aus mehreren Ländern kamen, waren die dann mal gegeneinander angetreten? Wussten sie im Lager voneinander?«

Der Kollege: »Eher unwahrscheinlich. Gab ja damals nicht so einen Personenkult wie heute.«

Wagner: »Na ja. Personenkult gab's schon. Nur in anderen Bereichen.«

Sie reden über eine Freiluft-Ausstellung an der Gedenkstätte, Aufsteller mit Porträtfotos und biografischen Texten über die Fußballhäftlinge. KZ, Faschismus und ein Hattrick. Der Plan ist, mit *digital advertising* auf Instagram Fußballfans auf den Berg zu locken. Das englische Team wird nicht weit von Weimar sein Quartier beziehen. »Wir müssen daran denken, das zweisprachig zu machen«, sagt Wagner.

Wie weit weg ... Fortsetzung von S. 13

Es sind so viele Schritte in das Jetzt des Jahres 2024 hinein, die er gerade tun will, er würde sagen: tun muss. Man kann ihn begleiten, wie er nach Jena fährt und gerade noch pünktlich in die Köstritzer Business Lounge der Sparkassen-Arena eilt, um auf einer Tagung der Landespolizei Hunderten Beamten einen Vortrag über die Verstriekung ihrer Vorgänger in das massenhafte Morde zu halten, einen Vortrag, den Wagner mit den Worten enden lässt, die Polizei müsse heute wachsam sein, damit Personen oder Parteien sie nicht gegen die Demokratie einsetzen. Man kann ihm im Radio zuhören, dort spricht er darüber, dass Nazis schon vor hundert Jahren, im Frühjahr 1924, in Thüringen eine bürgerliche Minderheitsregierung tolerierten und so die Politik mitbestimmt. Ihren ersten überregionalen Parteitag hielt die NSDAP hier ab. Weimar war eine von Hitlers Lieblingsstädten, und Thüringen, daran erinnert Wagner die Thüringer, war sein Sprungbrett zur Macht.

Vielelleicht muss man die Gegenwart von diesem Damals her beurteilen, um zu verstehen, warum Jens-Christian Wagner keine AfD-Politiker zu offiziellen Veranstaltungen nach Buchenwald lässt. Er hat auch angekündigt, nicht mit einem Landtag zusammenzuarbeiten, dessen Präsident zur AfD gehört. Ein Kulturminister von Gründen der AfD wäre als Vorsitzender des Stiftungsrats Wagners Chef. Wir halten dagegen, sagt Wagner einmal in diesen Wochen im Fernsehen. »Letzten Endes wird man mich hier rausfragen müssen.«

Neulich wurde an seinem Auto, direkt vor der Haustür, das Nummernschild auf den Kopf gedreht, und der Staatschutz sagte, das könne einer dieser Hinweise sein, wir wissen, wo du wohnst. Jens-Christian Wagner erzählt davon so ungerührt, wie er einem aus rechtsextemen Hassmails vorliest. Er hat bei den Kolleginnen und Kollegen dafür geworben, dass die sich im Internet mit ihrem Gesicht präsentieren. Zivilcourage zeigen, auch eine Lehre aus der Vergangenheit, findet er.

Auf der Website der Gedenkstätte sieht man allerdings neben den Namen der Mitarbeiter viele leere graue Flächen. Auf den Lärm von da unten reagiert eben jeder auf seine Weise.

Die AfD. Die Umfragen. Björn Höcke. Die Familie, die eines Morgens im Archiv der Gedenkstätte auftaucht, hat von alldem noch nie gehört. Im Verwaltungsgebäude, ein Stockwerk über Jens-Christian Wagners Büro, hat die Archivleiterin Anita Ganzenmüller gerade erklärt, dass Buchenwald das am besten dokumentierte Lager ist, weil es den Tätern am Ende misslang, ihre behördliche Fülle an Unterlagen zu zerstören. Sie hat die Taschenkladde eines SS-Rapportführers gezeigt, Zahlenkolonnen eines Frühlingstages, 411 Juden in Block 23, 460 Russen in Block 30, und Briefe, die ein Häftling, der bald darauf ermordet wurde, aus Buchenwald nach Hause schrieb, herzliche Grüße, dein Papa. Sie hat darum gebeten, unbedingt in der Zeitung zu erwähnen, dass sich Menschen, die in der Wohnung der verstorbenen Oma Tagebücher oder offizielle Schriften mit Bezug zu Buchenwald entdecken, bei ihr melden sollen. »Bitte nichts wegschmeißen.«

Jetzt steht plötzlich die Sekretärin bei ihr in der Tür. »Frau Ganzenmüller, ich hab hier drei Australier!«

Shane Chiddy, Ingenieur, 61 Jahre alt, angereist mit Frau und Sohn aus Sydney. Die Archivleiterin hört geduldig zu, als er von seinem Großvater erzählt, von Friedrich Senff, geboren in Dresden, und dessen Frau, die nach dem Krieg auswanderte. Bei der Tochter der beiden, Shane Chiddys Mutter, sei bis heute nur Schweigen. Aber Briefe sind aufgetaucht. Darin heißt es knapp, Friedrich Senff habe in Buchenwald gesessen, weil er sich gegen die Nazis ausgesprochen hatte.

»Niemand in der Familie wusste davon«, sagt der Ingenieur, der kein Deutsch spricht, auf Englisch.

»Wir hatten von Buchenwald noch nie gehört«, sagt sein Sohn. »In Australien kennt man nur Auschwitz.«

»He was known as Fritz«, sagt Shane Chiddys Frau. Anita Ganzenmüller hat die drei in den Raum geführt, den sie für solche Fälle haben. Ein Tisch, ein Computer, eine Schale mit Bonbons. Hier erzählt Ganzenmüller ihren Besuchern oft Geschichten, oder besser, sie hilft ihnen dabei, sich selbst eine Geschichte zu erzählen. Die Geschichte ihrer Familie. Schicksalskunst nennen sie das in der Gedenkstätte. Was für ein Wort.

Über das Internet besorgt sie jetzt von einem anderen Archiv Informationen, steht auf, holt aus dem Regal den Ordner *Veränderungsmeldungen 1937* mit den täglichen Zu- und Abgängen. Dann zeichnet sich der Umriss eines Schicksals ab: Friedrich Senff kam am 19. August jenes Jahres nach Buchenwald, wo man ihm seine Brieftasche abnahm, seine Versicherungskarte, den Mantel und die Mütze und ihn in Block 15 einquartierte. Was genau er getan haben soll, kann die Archivleiterin nicht rekonstruieren.

Vor dem Krieg könnten die Häftlinge noch erträglich behandelt worden sein, vermutet Shane Chiddy, aber Anita Ganzenmüller weiß es besser. Buchenwald wurde im Sommer 1937 erst gegründet. Die Nazis hatten gleich nach ihrer Machtübernahme politische Gegner in provisorische KZs verschleppt. Jetzt, vier Jahre später, gab es längst niemanden mehr, der ihnen zur Gefahr werden konnte. Sie wollten jetzt ihre wahnhaften Volks-

gemeinschaft festigen. Dieses große »Du gehörst dazu!«, für das man ständig neue Gegner braucht, über die man sagen kann: Und der nicht.

So entstand eine neue Generation von Lagern, angelegt in einheitlichem Design und ausbaufähig. Die ersten Häftlinge, Männer wie Friedrich Senff, die in jenem Sommer auf den Berg kamen, mussten Bäume fällen, Steine wuchten, aus Pfützen trinken. Sie mussten dem Etersberg ein KZ aufzwingen. Eine alte Eiche gab es noch, die einst der größte Bürger Weimars besucht haben soll: Johann Wolfgang Goethe war oft auf dem Berg gewesen, hatte geschwärmt, man habe hier oben eine schöne Aussicht und könne sich »einen guten Tag machen«.

Die Eiche blieb auf Befehl der SS stehen, mitten zwischen den Baracken, die Männer wie Friedrich Senff für sich selbst errichten mussten.

Oktober 1937. Es gibt noch keine Klosett-anlagen im Lager und keine Waschräume. Es werden große Abortgruben ausgehoben, etwa 8 m lang, 4 m breit und 4 m tief. 2 Quer-stangen werden darüber genagelt und das Klosett ist fertig. Auf einer dieser Stangen sitzen 10–15 Mann. Von hinten kommen die SS-Scharführer Abraham und Zöllner, beide mit großen Knüppeln, sie schlagen die Häftlinge mit diesen Knüppeln, daß diese in die Gruben fallen. 10 Häftlinge ertrinken im Kot.

(Willy Apel, ehemaliger Häftling, Frühsummer 1945)

Historiker sagen heute, der Kern des Lagersystems war von Beginn an die Gewalt, ein alltägliches Tun, das die SS-Männer zusammenband. Friedrich Senff entkam ihr. Er wurde eines Morgens im November 1937 heimgesucht. Entlassungen aus Buchenwald, mit Schweigeverpflichtung und Fahrkarte für die Eisenbahn: Auch das hat es gegeben. Später musste Friedrich Senff zur Wehrmacht und fiel in Polen. Sein Enkel macht sich acht Jahrzehnte danach Notizen auf dem iPad, und dann tritt Shane Chiddy aus Sydney ein wenig unbeholfen auf Anita Ganzenmüller aus Weimar zu und umarmt sie.

Er läuft mit seiner Frau und dem Sohn nach draußen, durchs Lagertor, über den Appellplatz. Goethes Eiche steht nicht mehr, fast alle Häftlingsbaracken sind auch weg. Was sich an Gebäuden erhalten hat, wirkt irgendwie klein und gedrungen und gar nicht monströs. Sollte es eine architektonische Banalität des Bösen geben, dann zieht sie sich hier.

Die Fundamente der Unterkünfte sind heute mit schwarzer Kupferschlacke gefüllt und dadurch gut markiert. Die drei Australier bleiben vor einem Granitstein mit der Aufschrift »Block 15« stehen. »Here we are«, sagt Shane Chiddy, sein iPad unter Arm. »Wenn er das gewusst hätte.«

»Sie haben nicht gewusst«, sagt seine Frau.

Im Verwaltungsgebäude, jenseits von Wachtürmen und Stacheldraht, hat die Archivleiterin schon die nächsten Gäste. Eine deutsche Familie möchte wissen, ob der Großvater Angehöriger der SS war. Anita Ganzenmüller findet nichts zu seinem Namen. Vielleicht ist das auch eine Hilfe.

Anita Ganzenmüller und ihre Kollegen werden oft gefragt, wie sie es aushalten, hier zu arbeiten. Ganzenmüller sagt, sie antworte dann meist: Weil es mir wichtig ist. Ein anderer sagt, er habe in all den Jahren viele erlebt, die der Schwere dieses Ortes durch Kündigung entflohen; ihm selbst helfe es, aus seinem Büro ins Grüne zu blicken statt Richtung Lagertor. Einer von den Älteren erzählt, aus seiner Familie habe jemand eine Rolle gespielt beim Bau eines Außenlagers von Buchenwald. Eine von den Jüngeren sagt, sie habe als Studentin eine Rede mitbekommen, Björn Höcke in Dresden, wie er mit dem Erinnern an die deutschen Verbrechen abrechnet und ein neues Damals fordert, da habe sie gewusst, was sie beruflich tun wolle. »Buchenwald«, sagt einer der Mitarbeiter, »das passiert einem nicht einfach so.«

Enkelkinder, die langsam alt werden und den Kampf gegen das Schweigen aufnehmen, haben

Fragen an sie. Aber sie selbst haben ja auch Fragen: an die Vergangenheit. Ein Stockwerk über Anita Ganzenmüllers Informationsstelle für Schicksale, im Dachgeschoss, macht sich Holm Kirsten Gedanken darüber, was wissenschaftlich noch zu klären wäre. Kirsten leitet die historische Sammlung, ein Mann Ende fünfzig mit Ohrring, der weniger mit Schriftstücken zu tun hat als mit alten Fotos, mit Brillengestellen und selbst gebastelten Waagen aus Holzstückchen zur Verteilung der Brotrationen, mit den Bierkästen der SS und Tausenden weiteren Gegenständen, die es ins Heute geschafft haben. Einmal brachte ein reumüller alter Bauer aus der Umgebung eine Holzbank aus dem Besitz der SS vorbei, er hatte sie als junger Mann am Kriegsende mitgehen lassen. Jemand anderes übergab einen Ascheschieber aus dem Krematorium, der dem Großvater zum Reinigen des Ententeichs im Garten gedient hatte. Was sich wohl noch alles in Dorfscheinen rund um den Berg verbirgt? Dazu gebe es viele Gerüchte, sagt Kirsten.

Er wuchs in Weimar auf und saß als Jugendlicher zu DDR-Zeiten im Gefängnis, er hatte »Macht aus dem Staat Garkensalat« an Wände geschrieben. In den Neuzigern hätten ihn Skins mit Eisenstangen verfolgt, da sei er um sein Leben gerannt. Redet man mit Kirsten über den heutigen Rechtsradikalismus, erzählt er irgendwann zögernd von einem Albtraum, den er vor Kurzem hatte: Er wird aus seinem Büro geholt und muss hinter Stacheldraht in eine Baracke ziehen.

Wenige kennen sich mit der Geschichte Buchenwalds so gut aus wie er. Was ihn nicht loslässt, ist die Vielgestaltigkeit des Häftlingslebens. Das Lager als ferne Galaxie. Und der Historiker als Astronom, der vor einer Teleskopaufnahme sitzt, gefüllt mit blinkenden Punkten, die alle rufen: Ich bin eine ganze Welt! Nichts falscher, als sich ein KZ monochrom zu denken, nur Grau in Grau.

Mit Beginn des Krieges kamen die internationales Häftlinge ins Lager, in der zweiten Kriegshälfte wandelte es sich zu einer Liefertäte für Zwangsarbeiter: Die SS verlieh menschliche Arbeitskraft an Firmen wie BMW. Wer nicht mehr arbeiten konnte, wurde aussortiert.

Immer wieder schuf sie mit Stacheldraht umgrenzte Sonderzonen des Leidens und Sterbens, sozusagen Lager innerhalb des Lagers. Es gab Pferdeställe ohne Fenster, geplant für je fünfzig Tiere, in manchen lagen an die 2.000 Menschen in Holzkojen. Es gab aber auch Häftlinge, die in Steinbauten lebten. Hier Verhungerte, die versuchten, an das Futter für die Hunde der Bewacher zu gelangen. Dort Privilegierte, die mit ihrem eigenen Hund herumsaßen. Und je mehr Aufgaben die SS an Gefangene übertrug, als Schreiber im Büro, als Aufpasser, als Arzt, desto stärker wurden einige in das System aus Kontrolle und Herrschaft hineingezogen. Es gab Karrieren: Ein jüdischer Zuckerbäcker, zunächst Leichenträger mit ziemlich sicherer Todesprognose, stieg auf zum Heilpraktiker und Fachmann für Tuber-

kulose. Es gab Solidarität: Häftlinge bauten für Mithäftlinge ohne Erlaubnis einen OP-Saal. Machtkämpfe: Im sogenannten Häftlingskrieg traten die Kommunisten gegen die Gruppe der »Berufsverbrecher« an. Sie setzten sich durch. Kein anderes Lager kannte einen ähnlich starken kommunistischen Untergrund.

Besitzelungen. Intrigen. Manipulierte Listen für Todestransporte. Selbstjustiz. Totschlag. Der Häftlingskosmos von Buchenwald war kein Heldenland, einzig bevölkert von selbstlos vor sich hin leidenden Opfern. Helden sind überall selten. Hinter Stacheldraht auch.

Hält die Entweder-oder-Welt da unten solche Abstufungen aus? Oder liefert man Vorlagen für die Leugner und Verharmloser, wenn man allzu nah an bestimmte Details heranzoomt? Solche Fragen stellt sich Holm Kirsten gerade in seinem Dachgeschoss.

Leugnen und Verharmlosen. Wie unvorstellbar das gewesen sein muss an dem Tag, als der Berg erlöst wurde. Am 11. April 1945 drangen amerikanische Truppen zum Lager vor, die SS floh, und die Befreier standen entsetzt vor Leichenhaufen und ausgemergelten Überlebenden, zu apathisch zum Sprechen. In Washington und London fiel der Entschluss, Buchenwald zum Zentrum einer internationalen Medienkampagne zu machen: Seht, was sie getan haben. Man ließ Journalisten einfliegen, Politiker und Prominente. Schlagzeilen. Wochenschauberichte. Der Horror von Buchenwald war plötzlich überall.

Die Amerikaner befaßten Weimarer Bürgern, auf den Berg zu laufen. Oben bauten Männer, vor einer Woche noch Gefangene, einen Tisch auf. Darauf präsentierte sie Dinge, die sie im Lager hatten herstellen müssen. Auf Anordnung von SS-Leuten hatten sie tote Kameraden gehäutet und dann Schaupräparate angefertigt. Stücke tätowierter Menschenhaut lagen auf dem Tisch. Dazu ein Lampenschirm. Menschenhaut ebenfalls als Menschenhaut. Geburtstagsgeschenk. Tötetrophäen.

Als die Zivilisten immer wieder riefen: »Wir haben nichts gewusst! Wir haben nichts gewusst!«, gerieten die Ex-Häftlinge außer sich vor Wut. »Ihr habt es gewusst!«, schrien sie. »Wir haben neben euch in den Fabriken gearbeitet. Wir haben es euch gesagt und dabei unser Leben riskiert. Aber ihr habt nichts getan.«

(Margaret Bourke-White, Fotoreporterin, 1946)

Einen historischen Moment lang scheint es in jedem Frühsummer 1945, als müssten sich die Deutschen dem stellen, was sie geschehen ließen oder selbst taten. Als gebe es jetzt kein Wegschauen mehr. Schnell jedoch verzweifeln die Sieger daran, wie distanziert die Besiegten reagieren. Überall dasselbe. Wir haben nichts gewusst.

Die Amerikaner ziehen aus Thüringen ab, der Ettersberg liegt bald in der DDR, und 1958 wird die Nationale Mahn- und Gedenkstätte Buchenwald eingeweiht, schon im ersten Jahr von mehr

als einer halben Million Menschen besucht. In der Bundesrepublik interessiert sich unterdessen niemand für die Tatorte des Verbrechens. Sie dämmern vor sich hin. In Dachau eröffnet im ehemaligen Endlaufturmblock die Kneipe »Zum Krematorium«. In Bergen-Belsen gibt es bis in die Achtzigerjahre einen einzigen Angestellten, den Gärtner. In der Gedenkstätte Buchenwald arbeiten da schon mehr als hundert Leute.

Generationen von Schülerinnen und Schülern fahren zu DDR-Zeiten auf den Berg. In der damaligen Museumsausstellung geht es geisterhaft zu, schwarz, düster, Schülern treten vor Schaupräparate, starren auf tätowierte Menschenhaut, ein durchschossenes Herz, einen Lampenschirm. Buchenwald ist in der DDR aber auch ein Ort, an dem Jugendweinen und Fahnenidee zelebriert werden, ein monumental in Szene gesetzter Schauplatz, der die Geschichte eines Triumphs erzählen soll. Es ist die Geschichte des Lagers während der Nazizeit, und in ihr erstrahlen Helden: die Häftlinge des kommunistischen Untergrunds. Ihr Leiden, ihre Opfer, ihre Solidarität. Schließlich ihr Sieg. Ein sozialistischer Staat, gegründet, ihr Werk zu vollenden.

Im anderen Staat, der Bundesrepublik, werden die Tatorte zum Verschwinden gebracht – bis engagierte Bürger sie, lokal und ohne Anleitung von oben, in den Siebzigern und Achtziger Jahren wiederentdecken und doch noch wahrhaftige Fragen nach Schuld und Verstrickung stellen. Der DDR hingegen gelingt ein magischer Trick. Sie rückt den Tatort Buchenwald von Beginn an ins Zentrum – und spricht sich selbst und ihre Bürger frei von jeder Schuld. »Die Blutspur führt von Buchenwald nach Bonn«, heißt es damals im Lagermuseum. Wir sind die geistigen Erben der Häftlinge. Die da drüber sind die Erben der SS.

Der Gedenkstättenleiter Jens-Christian Wagner sagt heute, ihm sei aufgefallen, dass es keine direkten öffentlichen Attacken der Thüringer AfD auf Buchenwald gebe. Wagner glaubt, die AfD wisse genau, wie sehr dieser Ort zur Identität des Ostens gehört. Hier war es möglich, sich über den Westen und dessen Werte zu erheben und so etwas wie Stolz auf das eigene Land zu fühlen. Nazis: immer die anderen. Rechtspopulisten werfen bekanntlich den Anhängern der liberalen Demokratie gern vor, die wahren Faschisten zu sein. Vielleicht hat Buchenwald mit der derzeitigen politischen Verwirrung in Deutschland mehr zu tun, als man glauben könnte.

Viele Menschen, die in der DDR zur Schule gingen, haben noch Erinnerungen an ihren Besuch auf dem Berg. Wenn sie erzählen, fallen oft Wörter wie Zwangsveranstaltung und Indoctrination.



Holm Kirsten (ganz links) ist für die historische Sammlung verantwortlich – auch Häftlingskleidung zählt dazu. Die Museumsausstellung gehört für viele Schülergruppen zum Programm. Der Gedenkstättenleiter Jens-Christian Wagner sieht seine Aufgabe darin, dem Geschichtsbild der AfD entgegenzutreten



Anita Ganzenmüller betreut das Archiv der Gedenkstätte. Ronald Hirte, Archäologe, birgt noch immer Fundstücke aus dem Boden von Buchenwald. Ganz rechts: Das Torgebäude



Man habe nach der Ankunft auf dem Parkplatz antreten müssen, die Hände an der Hosennaht. Die Schaupräparate seien dann der totale Schock gewesen. Aus der Klasse hätten sich welche übergeben müssen.

Nach der Wende verschwanden die Präparate aus der neu gestalteten Ausstellung. Sucht man jemanden, der sie vermisst, muss man nicht lange herumlaufen.

Am Eingang des Museums arbeitet hinter einem Tresen ein Securitymann in seinen Sechzigern.

Er trägt einen Schnauzbart und einen Pullover mit dem Logo des Wachschutzunternehmens, bei dem er angestellt ist; ein Dienstleister im Auftrag der Gedenkstätte. »Zu schockierend? Was soll das denn heißen.« Er redet, als hätte er lange darauf gewartet, dass ihn mal einer nach seinen Ansichten fragt. Es brauche bei diesen monströsen Naziverbrechen nun mal einen gewissen »Grusel zum Anfassen«. Aber heutzutage sei ja alles so verweichlicht. Er ist dann schnell bei den Corona-Demos und den Bauern, die auch immer gleich in die rechte Ecke gestellt würden. Die Berliner Ampel, ihre Freunde im Mainstream, die Unterdrückung kritischer Meinungen. Am Kragen trägt er einen Anstecker in Schwarz-Rot-Gold. »Ich bin Deutscher«, sagt er dazu. »Ich bin Deutscher!«

Man muss dem Wachmann nur eine halbe Stunde zuhören, dann könnte man meinen, hier am Museumstresen werde der Antifaschismus gegen seine linksliberalen Verächter verteidigt. Jetzt canceln sie sogar schon die Lampenschirme der SS.

Deutsches Durcheinander. Deutsche Widersprüche. Übrigens, sagt er, wenn man genau hinschau, könnte man vom Berg aus sein Heimatdorf sehen ...

Es gibt in Buchenwald eine Mauer der Entfremdung zwischen den Pädagogen von der Bildungsabteilung und dem Wachschutz, parallel zum Aufstieg der AfD ist sie in die Höhe gewachsen. Die Pädagogen sehen jemanden wie diesen Securitymann als Möchtegern-Sheriff, der, wenn es im Museum mal kurz laut wird, gleich die ganze Schulklassen rauschmeißt. Bei dunklen Hautfarben und Kopftüchern besonders gern. Der Securitymann sieht die Festangestellten der Gedenkstätte als Möchtegern-Weltverbesserer, abgehoben, gut bezahlt, quasi öffentlich-rechtlich.

Neulich kamen zwei von der Bildungsabteilung mit einem Formular und erklärten dem Wachleuten, sie sollten künftig problematische Vorfälle erfassen, auch strafrechtlich nicht relevante. Das Blatt listet auf, worauf man achten soll: »Rassismus, Antisemitismus, Antiziganismus, Sexismus,

antimuslimische Ressentiments, Homosexuellenfeindlichkeit, Queerfeindlichkeit, Behindertenfeindlichkeit, Ableismus ...« Die Aufzählung geht noch sechs Zeilen lang weiter.

Der Deutschlandansteckermann schüttelt den Kopf. Was das nun wieder solle. Dieses Jahr seien ja Wahlen in Thüringen. Er deutet an, es gehe bei dem Formular darum, dem politischen Gegner zu schaden. Überhaupt lehne sich die Gedenkstätte mit ihrem Kurs gegen Björn Höcke ganz schön weit aus dem Fenster.

Eine ältere Besucherin nähert sich. Sie sagt, die Ausstellung habe zu DDR-Zeiten aber anders ausgesehen.

Der Wachmann: Ja, da habe man noch Gänsehaut bekommen und einen starken Magen gebracht. Ein irgendwie wohliges Früher-war-alles-besser-Gespräch entwickelt sich.

»Ekelig«, sagt Holm Kirsten über den Lampenschirm aus Menschenhaut. »Einfach nur ekelig.« Er hatte erst gemeint, er wolle nicht groß darüber sprechen, und es dann doch getan, stundenlang. Er hatte gebeten, nicht groß darüber zu schreiben, und jetzt geschieht es doch: Kirsten ist mit dem Aufzug nach unten gefahren, in den ehemaligen Kohlenkeller des Verwaltungsgebäudes, heute Hightech-Aufbewahrungsort für die Sammlung. Riesige verfahrbare Schränke mit metallisch glatten Fronten. Kaltes Licht. Stille.

Man denkt sich: Sollten draußen irgendwann einmal keine Besuchergruppen mehr herumlaufen, sollte die Nazizeit einmal tatsächlich als Vogelschiss der Geschichte gelten – das hier ist für die Ewigkeit.

Etwas abseits ein unauffälliger kleiner Schrank. Kirsten öffnet die Glastür. Ein umgewidmetner Weinkühlschrank sei das, sagt er und schiebt darin behutsam einen menschlichen Schädel zur Seite. Den habe ein Häftling präpariert, der Dienst in der Pathologie tat und inmitten all der Toten, die täglich vor ihm lagen, einen guten Freund erkannte. Der Häftling habe den Schädel des Freunden später mit nach Hause genommen und auf seinem Schreibtisch stehen gehabt. Nachfahren übergeben ihn der Gedenkstätte.

Der Schirm, gelblich-dünne, pergamentartig versteckt sich zwischen den täwierten Häuten, einem lederartig aussehenden Taschenmesseretui und ähnlichen Dingen. Die Leitung der Gedenkstätte weiß, dass »Lampenschirm Buchenwald« eine häufige Suchanfrage im Internet ist. In den sozialen Medien steht der Schirm ständig unter dem Verdacht der Fälschung. Um die Gedenkstätte und ihre Website besser mit Fakten auszu-

rüsten, war Holm Kirsten deshalb wochenlang damit beschäftigt, eine 58-seitige Dokumentation zu erstellen. »Das ist nicht mein Wunschthema. Lange habe er es vor sich hergeschoben. In seiner Übersicht findet sich auch das Ergebnis einer neuen forensischen Materialanalyse: Demnach ist der Schirm tatsächlich keine Fälschung.

Die Präparate aus Schrank Nr. 49 im Museum zu präsentieren, wie vom Securitymann gewollt, kommt für Holm Kirsten und seine Kollegen nicht infrage. Zu pietätlos, Kirsten erzählt, er führe in Ausnahmefällen Besucher durch den Keller. Neulich eine Gruppe aus Weimar, die seien gleich alle auf den Schrank zugeilts und hätten Selfies machen wollen. Kein Wegschauen wie bei der Wahrheitschocktherapie im April 1945, aber ist sensationsgruselndes Hinstarren besser? Am liebsten, sagt Kirsten, würde er die Glastür mit einem Vorhang bedecken.

Manchmal bekommt er zu hören: Warum begrabt ihr diese Dinge nicht einfach? »Da sage ich, das mache ich nicht.« Holm Kirsten sieht seine Aufgabe darin, Beweismittel für die Nachwelt zu sichern. Wer weiß, wofür sie noch gebraucht werden.

Nichts wäre falscher, als zu glauben, die SS wäre eine Horde von Sadisten, die aus eigenem Antrieb, aus Leidenschaft und Gier nach Lustbefriedigung Tausende von Menschen gequält und misshandelt haben. Die Einzelnen, die so handelten, waren durchaus in der Minderheit; ihr Bild prägt sich nur deutlicher ein, weil es schärfer profiliert ist als das des färblosen Roblings, der sein Pensus an Brutalität vorschriftsmäßig, sozusagen bürokratisch, erledigt, ohne je seine Mittagspause zu versäumen.

(Benedikt Kautsky, ehemaliger Häftling, 1946)

Tag zwei für die 10b, im Hof des Krematoriums. Die Klasse aus dem thüringischen Milda und ihr Lehrer im Halbkreis um Jan Malecha, ihren Guide für heute. Es geht darum, was die Jugendlichen gleich sehen werden. Malecha, ruhig und sachlich, stellt Informationen bereit. Ingenieure aus Erfurt entwickelten die Öfen, das Ziel war eine möglichst effiziente Entsorgung von Material, wie in Müllverbrennungsanlagen. Einen ähnlichen Typ lieferte die Firma Topf & Söhne später in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau. Die Schülerinnen und Schüler: stumm, interessiert.

»Die Ingenieure von der Firma wussten genau, wofür der Auftrag war«, sagt Jan Malecha. »Was denkt ihr, warum haben sie nicht abgelehnt?«

»Damit sie noch andere Aufträge kriegen?« sagt einer. »So 'ne Anlage wird total teuer sein.«

Malecha: »Ja. Nehmt dieses Thema bitte mit. Nationalsozialismus heißt, viele Leute machen von selber mit. Ihr werdet auch mal irgendwo arbeiten. Fragt euch immer: Was tue ich hier eigentlich? Ist das richtig? Will ich das?«

Was tue ich hier eigentlich. Jan Malecha und andere aus der Bildungsabteilung haben manchmal Anwandlungen von Sinnkrisen. Bewirken sie zu wenig? Sagt der Höhenflug einer »Unsere Vorfahren waren keine Verbrecher«-Partei etwas aus über die Gedenkstättenpädagogik?

Vor einiger Zeit haben die Pädagogen in einer Runde mit Jens-Christian Wagner diskutiert, ob man vor den Schülern die AfD offensiv zum Thema machen soll. Einige tun das. Im Hof des Krematoriums, wo Jan Malecha jetzt mit der 10b steht, redete ein Guide neulich auf eine andere Gruppe ein, seine Empörung eine Spur zu selbstsicher: »Höcke und seine Spießgesellen ... unsere rote Linie auf dem Ettersberg ... gerade an einem Ort wie diesem ...« Der Gedenkstättenleiter rät dazu, verhaltener zu sein. Kein Toter aus Buchenwald gab sein Leben dafür, das Grundgesetz der Bundesrepublik vor Björn Höcke zu schützen. Das Damals, findet Wagner, sollte nicht billig benutzt werden wie in der DDR. Also ja, das

Thema AfD unbedingt zulassen, aber nur, wenn die Besuchergruppe von selbst die Verbindung ins Heute zieht.

Die 10b betritt den Hauptaum des Krematoriums. Die Öfen. Die sechs geöffneten Brennkammern. Ein Junge fragt, ob man da mal reinsehen dürfe, und entdeckt eine Rose. Backsteinkühe. Beklommenheit. Und dann sind sie schon wieder draußen.

Vor Jahren fand in der Gedenkstätte ein Seminar für Pädagogen mit dem Titel »Weinen bildet nicht« statt. Eine überraschend klare Kritik an der Erinnerungskultur kommt inzwischen aus dem Herzen dieser Kultur, den Gedenkstätten. Jens-Christian Wagner veröffentlicht dieser Tage einen Aufsatz, in dem er die bequeme Identifikation der Deutschen mit den Nazi-Opfern kritisiert. Einer aus der Bildungsabteilung beschreibt es so: »Stimme senken, Stirn runzeln, betroffen. ›Nie wieder‹ sagen, das haben wir doch alle drauf. Die Schüler sind schlau. Bekommen die eine Gedenkveranstaltung mit, sagen sie danach: Das wirkte aufgesetzt. Lernen aus der Geschichte klingt immer gut. Kommt man dabei an Klischeeklippen vorbei? Wie schafft man es, anders zu klingen als ein ChatGPT der Vergangenheitsbewältigung?«

Sie ringen um Lösungen, nicht nur in Buchenwald. Ein Ansatz: weg vom beweinenden Trauern um die Opfer, hin zu einem begreifenden Blick auf die Täter, die Anführer, Mitmacher, Mitwissen. Jan Malechas Anregung zum Nachdenken über die Motive der Erfurter Ingenieure ist ein Versuch.

Die 10b verbringt die meiste Zeit ihres Gedenkstättenbesuchs außerhalb des Häftlingsareals. Buchenwald, das war bald nach der Gründung des Lagers ein neu eingemeindeter, prosperierender Stadtteil von Weimar mit Werkstätten, Straßen, ausfernden Kasernengeländen und Wohnsiedlungen. Tausende hatten hier ihren Arbeitsplatz. Es gab, auch damals schon, die Buslinie aus dem Stadtzentrum, Endhaltestelle »Lager Buchenwald«. Die Kommandantur bekam einen Eintrag ins öffentliche Telefonbuch, Rufnummer 6311, und die regionale Wirtschaft begrüßte die Wahl des Standorts und lieferte Lebensmittel und andere Produkte. Eine junge Frau aus Buttstädt bei Weimar jobbte als Sekretärin, sie erfasste das Zahngold der Toten. Die SS veranstaltete am Lager ein beliebtes Sommerfest für die Bevölkerung.

Vieles liegt pompejhaft in Ruinen. Die Schüler besichtigen die Überreste des Zoos, wo die SS-Männer und ihre Familien in der Freizeit Brauereien beobachteten, unsachgemäßes Füttern verboten. Sie stehen zwischen den Fundamenten einer früher mächtigen Villa, an der eines Tages Häftlinge vorüberliefen, einen Bauwagen ziehend, und den Kommandanten mit seiner Frau Tischtennis spielen sahen. Auf der Tonspur, im Heute: zwitschernde Vögel, rauschende Bäume. Und ständig die erläuternde Stimme des Guides Jan Malecha. Damit die Schüler lernen, wie scheinbar alltäglich das alles war. Wie eine gar nicht so fremde Gesellschaft so etwas hervorbringen konnte.

Hauptsturmführer Schmidt kam von einer Exekution (...) nach Hause. Vor der Haustür stand seine Frau mit den Kindern. Schmidt nahm sein jüngstes Kind auf den Arm und spielte mit ihm, obwohl er mit denselben Händen, die das Kind streichelten, vorher 9 Menschen erdrosselt hatte!

(Franz Eichhorn, ehemaliger Häftling, Frühjahr 1945)

Irgendwann in diesen zweieinhalb Tagen begreift man: Dramatische Bekehrungen, vom Nazi-Jugendlichen zum besseren Menschen, wird man nicht erleben. Das Spektakuläre liegt in der nüchternen Neugier, mit der auf Taten und Täter geschaut wird. Bloß nicht zu viele Gefühle, bloß nicht zu große Worte, bloß keinen »Schuldgeist«. Wenn sich bei uns wer schuldig fühlt, sagen sie in der Bildungsabteilung, haben wir was falsch gemacht.

Die 10b zerfällt politisch in ein Hier und ein Dort. Die Wurführer bilden die Anti-AfD-Fraktion. Die, die anders zu denken scheinen, sind eher wenige und eher leise. Letztlich, darin sind sich beide Seiten einig, vertritt man als Jugendlicher das, was im Elternhaus gedacht wird. Ein Gegner der AfD über seine Klassenkameraden: »Ich kann nur hoffen, dass die zu Hause über das hier reden. Dass sie sich an den Abendbrottisch setzen: Ey, Papa, das war eine krasse Erfahrung.« Eine, die an der AfD »nicht alles schlecht« findet: »Man wird in der Klasse immer gleich ausgespielt, als Nazi beschimpft. Da sagt man lieber nichts.« Eine offene Diskussion unter den Jugendlichen wird es bis zum Schluss nicht geben.

Schüler beider Seiten sagen: Es ist gut, dass wir hergekommen sind.

Weil Fakten Zeit brauchen, hat die Gedenkstätte gerade die Mindestdauer für begleitete Besuche erhöht, von zwei auf drei Stunden. Und die Programme sind voll, zum Teil auf Jahre hinaus gebucht. Das Problem liegt darin, dass die Schulklassen oft aus dem Westen anreisen. Hessen statt Sachsen, Nordrhein-Westfalen statt Thüringen. Die 10b ist eine Ausnahme, und in der Bildungsabteilung rätseln sie über die Gründe. Vielleicht fürchtet man als 60-jährige Schulleiterin aus dem ländlichen Sachsen den Lampenschirm-Schock aus DDR-Zeiten. Oder man denkt

klassisch autoritär und halte nichts von Stuhlkreisen. Jedenfalls scheine sich das, Teufelskreis, auf die Schülerinnen und Schüler zu übertragen. Die seien es im Durchschnitt weniger gewohnt, nach ihrer Meinung gefragt zu werden und offen zu diskutieren.

Eigentlich sind es gar nicht nur die Jugendlichen, die man historisch bilden sollte, glauben die Pädagogen, sondern die Erwachsenen. Da kommt wenig. Am ehesten noch Polizei und Bundeswehr, die werden bei der Buchung zum Besuch einer Gedenkstätte, eine Art Buchenwald-Führerschein. So bleibt es dabei, eine Gruppenfahrt zum KZ, mit Rundgang und Guide, ist etwas, das man als Deutscher in der Schule macht. Und dann meist nie wieder.

Einmal in diesen Wochen meldet die Lokalzeitung: »Erneut Autoreifen von Gedenkstätte-Mitarbeiter zerstochen.« Die Nachricht wühlt die Belegschaft auf, und so setzt sich Jens-Christian Wagner an seinen Rechner und schreibt eine Mail an den Gesamtverleiher. »Ich möchte die Gefahr von Angriffen nicht kleinreden. Wir sollten aber trotzdem nicht in den Angstmodus verfallen,« tippt er. »Ein ganz herzliches Dankeschön deshalb Ihnen allen für die engagierte Mitarbeit und konsequente Haltung gegenüber allen, die Demokratie und Menschenrechte verachten.«

Später Nachmittag, Stunde der langen Schatten, das Gelände hat sich geleert. Einer vom Wachschutz, Kollege des Aufpassers im Museum, verlässt das Torgebäude, in dem er seit dem Morgen saß, »Jedem das Seine« vor Augen, und macht schweigend seinen Kontrollgang. Schließt das Krematorium ab, stellt die Alarmanlage scharf. Dann zum Arrestzellenbau. Schließlich lehnt er dort an der Außenwand, eine Zigarette zum Schichtende. Erzählt auf einmal von früher, von seiner Mutter, unten im Tal aufgewachsen. Vom Hof der Familie aus habe sie das Lager nicht erkennen können. Nur im Dunkeln, da habe man oben die Funken fliegen sehen. Der Wachmann sagt *auf dem Buchenwald*, so wie viele Einheimische, damals wie heute. Es habe Gerüchte gegeben, man habe sie nicht geglaubt.

Als die 10b in der Begegnungsstätte Abendfreizeit hat, liege draußen schwarze Stille über dem Berg. Kickern, Tischtennisrundlauf, im Fernsehen *Die Schlager des Monats* schauen und ironisch mitsingen. Neulich bestellte eine Besuchergruppe spät Essen, der Lieferdienst verfuhr sich und hielt direkt am Lagertor. Pizza in Buchenwald.

Es wird noch getanzt. *I got a feeling / That tonight's gonna be a good night.* »Was verbindet ihr mit Musik?« – »Man hat einfach Spaß.« Betrühe um 23 Uhr.

An diesem Sonntag findet in Buchenwald wie in jedem April die Gedenkfeier zum Jahrestag der Befreiung statt. Blumenkränze, Ansprachen, Fernsehkameras. Wie immer werden sich ehemalige Häftlinge auf dem Appellplatz versammeln. Und es werden wieder weniger sein als beim letzten Mal, 2015 waren es mehr als sechzig, vergangenes Jahr zehn, diesmal sind acht angemeldet.

Was verschwindet, sind die Menschen, die davon erzählen können, weil sie es überlebt haben. Was bleibt, ist der Ort, an dem es geschah. Einige Tage nach der Gedenkfeier wird Ronald Hirte, Mitarbeiter der Bildungsabteilung, groß, kantig, Thüringer, mit einer Besuchergruppe graben gehen. Der Boden sollte dann trocken und fest genug sein, denkt er. Hirte wird mit den jungen Leuten weit unterhalb des Appellplatzes, dort, wo sich die Natur das Areal zurückgerobt hat, über Wurzeln und Baumstämme klettern, eine Böschung hinab, zu den alten Müllhalden. Sie werden Dreiecksstellen, Siebe und Fundeimer dabeihaben, und genau genommen, sagt Hirte, werde es keine Grabung sein, sondern ein Bergen von Dingen. Wie in keinem anderen früheren KZ sei der Boden von Buchenwald »eine offene Wunde«. Diesmal soll es die noch unberührte Halle 4 sein.

Zwei Generationen lang hatte es keinen interessiert, was vor und nach der Befreiung alles auf dem Müll landete. Dann fing zum Ende des alten Jahrtausends ein junger Archäologe an, das Gelände ernst zu nehmen, wie er es nennt: Ronald Hirte. Dinge haben ein Gedächtnis. Und Besucher können sie entdecken, betasten, in der Restaurierungswerkstatt vom Vergehen der Zeit befreien. Knöpfe tauchten auf, Blechschüsseln, Leinenaufräher. Eine Bochumer Schülerin barg einen Stein, lang wie ein Zeigefinger, obeliskförmig. Eine Art mobiler Grabstein mit der eingravierten Inschrift »Im Gedenken an meine Brüder«. Ein Maulwurf buddelte eine Münze aus, 10 Reichspfennig, und legte sie auf seinem Hügel ab. Auch Dutzende gebastelte Spiegel wurden von Schülern gefunden, einst auf dem Schwarzmarkt des Lagers wertvolle Ware. Damit man dem, der man selbst im KZ war, endlich ins Gesicht sehen konnte.

»Darum geht's doch in Buchenwald: dass wir uns spiegeln als Gesellschaft«, habe eine Finderin zu ihm gesagt, berichtet Hirte.

Samstagmittag. Taschen werden über den Parkplatz getragen, Söhne und Töchter umarmt. In den Autos der Eltern, im Bus und auf dem Moped verlässt die 10b den Ettersberg und fährt zurück nach da unten, ins Tal. Die Sonne scheint. Montag ist Englischtest.